

**Nicola Galliner (Hg.): Jewish Film Festival. Filme, Bilder, Geschichten.
Die ersten zehn Jahre**

Berlin: be.bra-Verlag 2004. 160 S., ISBN 3-89809-052-3, € 19,90

Bei Erscheinen dieses reich illustrierten Buches 2004 jährte sich das Jewish Film Festival Berlin zum zehnten Mal. Um dieses Jubiläum zu feiern, stellte Nicola Galliner, Leiterin des Festivals von Beginn an, diesen Band zusammen, der auf 160 Seiten immerhin 38 Textbeiträge präsentiert. Zur Mitarbeit aufgerufen waren Kollegen von anderen jüdischen Filmfestivals sowie Publizisten wie *Spiegel*-Essayist Henryk M. Broder, Michael Wuliger von der *Jüdischen Allgemeinen* oder die mit dem Frankfurter Fritz Bauer Institut verbundenen Brüder Hanno und Ronny Loewy. Nun kann ein derartiges Unterfangen leicht zur Apologie des Jubilars geraten und manche Beiträge sind wohl auch eher dem frohen Anlass geschuldet (z.B. der Artikel von Filmhistoriker Ulrich Gregor), als dass sie so etwas wie ‚Jewish Film Studies‘ voranbrächten. Doch dankenswerterweise hat die Herausgeberin neben der – wie sie selbst zugibt – unmöglichen Frage „Was macht einen Film jüdisch?“ den Beiträgern die Themenwahl freigestellt. So finden sich vor allem zahlreiche Beiträge zu einzelnen Filmen, unter anderen zu *Train de Vie* (1998), *To be or not to be* (1942), *Chronicle of a Disappearance* (1996), *Bar Mitzvah Boy* (1976), *Mrs. Meitlemeihr* (2002), *Women Talk about Adolf Hitler* (2003), *Genghis Cohn* (1994), *Divan* (2001), *The Hebrew Hammer* (2003), *Freud Leaving Home* (1991), *My Terrorist* (2002) und *Desperado Square* (2000). Die Auswahl ist heterogen, weder auf hierzulande bekannt gewordene Filme beschränkt noch auf das Kino der letzten Jahre – auch wenn hier mit Recht der Schwerpunkt liegt: Schließlich ist es ein Verdienst des Jewish Film Festivals

Berlin, dem jüdischen wie dem nichtjüdischen Publikum auch Produktionen zu präsentieren, die in Deutschland keinen Verleih finden. Flankiert werden die auf einen bestimmten Film konzentrierten Artikel von zwei biografisch orientierten Beiträgen über das Werk der Filmemacher Alan Berliner und Rafi Bukae sowie zwei Laudationes auf die israelische Feministin Alice Shalvi. Ein Pressespiegel über das Festival, ein Verzeichnis aller 180 dort gezeigten Filme sowie die üblichen Einleitungen und Grußworte runden das Kompendium ab. Sehr hilfreich ist das angehängte Glossar, in dem vor allem jiddische und hebräische Begriffe übersetzt werden.

Sämtliche Beiträge über einen Kamm zu scheren, ist bei der zahlenmäßigen und inhaltlichen Vielfalt der hier versammelten Beiträge kaum möglich und auch nicht wünschenswert. Gleichwohl heben die meisten Texte neben anderen Aspekten auf zwei Merkmale ab, die konstitutiv für viele Filme jüdischer Regisseure zu sein scheinen: das traumatische Erbe des Holocaust und den spezifisch jüdischen Humor. In diese Richtung argumentieren auch einige der zehn Antworten auf die Frage, was einen Film ‚jüdisch mache‘. Recht gewitzt antworten Ellen Presser („Das Publikum“, S.105) und Anna Adam („Mystik, koscheres Essen und Geld. Die detaillierten Fragen zu diesem Thema klären Sie bitte mit dem Oberrabbiner von Israel“, S.36). Andere wollen uns glauben machen, der typisch jüdische Film lehne sich gegen uniformierten Militarismus auf (Binnie Kirshenbaum) oder langweile nicht (Henryk M. Broder), während in den weniger um Anekdoten und Pointen bemühten Antworten klargestellt wird, dass einerseits die Zuschreibung als jüdisch zuallererst eine Projektion der nichtjüdischen Umwelt ist (Hanno Loewy), andererseits „Geschichte, Kultur und Identität [...] den Schirm“ (S.57) bilden, unter dem sich bestimmen lasse, was ein jüdischer Film sei (Janis Plotkin). Nicht ganz so allgemein definiert Hannes Stein, ein Film sei dann jüdisch, „wenn er von einer Minorität handelt, die sich über sich selbst lustig macht.“ (S.74) In diesem Sinne ist, wie Stein selbst einräumt, auch *Kick it like Beckham* (2002) der Inderin Gurinder Chadha ‚jüdisch‘, womit seine Antwort letztlich unterstreicht, dass die Frage falsch gestellt war. In der ebenso rhetorischen wie stereotypen Gegenfrage nahezu aller Antworten, ob denn nun ein jüdischer Plot, eine jüdische Schauspielerin oder ein jüdischer Regisseur die notwendige Bedingung dafür seien, einen Film als jüdischen zu bezeichnen, deuten sich einige Kürzungsmöglichkeiten des Buchmanuskriptes an, die Herausgeberin und Verlag nicht wahrgenommen haben.

Im Sinne eines gezielten Zugriffs und einer entsprechenden Profilbildung hätte es dem Band sicher gut getan, die unterschiedlich angelegten Beiträge sinnvoll zu Abschnitten zu bündeln, was freilich einerseits die diversen Redundanzen noch deutlicher offenbart und andererseits ein insgesamt stringenteres Konzept erfordert hätte. Diese Kritik verkennt natürlich, dass die anvisierte Leserschaft nicht die Wissenschaft, sondern eher ein interessiertes Publikum ist, dem dieses Lese- und Bilderbuch in erster Linie Lust auf jüdisches Kino machen will. Dies

kann jedoch letztlich ebenso wenig wie die beeindruckende internationale Zusammenstellung der Autorenschaft darüber hinwegtäuschen, dass manche der Beiträge in ihrer übertriebenen Kürze verzichtbar wären (u.a. der von J. Hoberman) und andere bereits zum wiederholten Mal erscheinen. Denn bei weitem nicht alle Artikel sind Originalbeiträge: Oft handelt es sich um Filmbesprechungen aus Zeitungen und Magazinen, die z. T. lediglich ins Deutsche übersetzt wurden. Hier ist weniger definitiv mehr, was auch dadurch deutlich wird, dass eher die etwas längeren Artikel lesenswerte und hilfreiche Positionen bieten – so etwa Aviva Weintraub über zwei Filme von Frans Weisz, Liliane Weissberg über Alan Berliner, Sheba F. Skirball über „Das ‚Jüdische‘ am israelischen Film“, Régine-Mihal Friedman über *Voyages* (1999), Jakob Hessing über *Fragments*Jerusalem* (1986-1996) oder Ellen Presser über *The Producers* (1967).

Sind die nächsten 10 Jahre Jewish Film Festival Berlin zu feiern, so ist dieser unbestritten verdienstvollen Veranstaltung eine Festschrift zu wünschen, die die ansprechende Gestaltung des vorliegenden Bandes mit ebenso anregenden Inhalten zu füllen weiß. Vielleicht kann der *Almanach* des Jüdischen Verlags, der sich im Jahr 2004 in ebenso unterhaltsamen wie fundierten Aufsätzen dem Thema Humor widmete, in dieser Hinsicht als Vorbild dienen.

Matthias N. Lorenz (Lüneburg)